

*Im Knaur Taschenbuch Verlag sind bereits
folgende Bücher der Autorin erschienen:*

Machtlos

Die Marionette

Dein totes Mädchen

Über die Autorin:

Alex Berg hat viele Jahre als freie Journalistin gearbeitet, bevor sie ihre ersten Spannungsromane verfasste. Ihre bisher veröffentlichten Thriller haben die Leser im Sturm erobert; die Auslandslizenzen diverser Romane wurden nach Frankreich und in die Niederlande verkauft.

Mehr Informationen unter www.alex-berg.com

ALEX BERG

**TOCHTER
DER
ANGST**

ROMAN

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe April 2015
Knaur Taschenbuch

© 2015 Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: GettyImages / Purvi Joshi; FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51319-4

2 4 5 3 1

Iphigenie. *Kann uns zum Vaterland die Fremde werden?*
Arkas. *Und dir ist fremd das Vaterland geworden.*

Johann Wolfgang von Goethe

1.

Wassertropfen perlten von dem Fenster, während die Maschine der Air France auf der Landebahn ausrollte und ihre Parkposition ansteuerte. Der Regenschleier war so dicht, dass die Terminals und die dort angedockten Flugzeuge dahinter verschwammen. Marion Sanders' Finger schlossen sich fester um die Umhängetasche auf ihrem Schoß. Eine Stunde und fünfzehn Minuten, länger hatte der Flug von Hamburg nach Paris nicht gedauert, und ihr war, als hätte sie sich gerade erst von Paul verabschiedet, als könne sie noch den Druck seiner Finger auf ihrem Arm spüren, seine letzte Berührung durch den Stoff ihres Mantels hindurch.

Paul hatte es sich nicht nehmen lassen, sie zum Flughafen zu bringen, während der Fahrt hatten sie jedoch kein Wort miteinander gewechselt. Sie hatten verlernt, über das Alltägliche hinaus miteinander zu kommunizieren, verlernt, auf jene Zwischentöne zu achten, die oftmals zu flüchtig waren, um ausgesprochen zu werden, und doch die Essenz einer Beziehung zwischen zwei Menschen ausmachten. Das Nichtausgesprochene stand wie eine Wand zwischen ihnen und trennte sie voneinander.

Ein Rest Unsicherheit war geblieben – was nach so vielen Jahren auch zu erwarten war –, und bis zuletzt hatte sich Marion gefragt, ob sie die richtige Entscheidung getroffen

hatte, ob sie tatsächlich bereit war, die Konsequenzen zu tragen.

Als sie an der Sicherheitskontrolle die Bordkarte aus ihrer Handtasche gezogen hatte, hatte sie sich noch einmal umgewandt, um Pauls Blick zu suchen. Er hatte noch immer dort gestanden, wo sie sich verabschiedet hatten, und ihr flüchtiges Winken mit einem kurzen Nicken erwidert. Dann hatte eine Gruppe junger Reisender die Sicht auf ihn verdeckt. Sekunden später war der Platz, an dem Paul gestanden hatte, leer gewesen.

Die Stimme der Stewardess, die sie in Paris willkommen hieß, riss Marion aus ihren Gedanken. Das Flugzeug hielt, und die Passagiere standen von ihren Plätzen auf. Gepäckfächer wurden geöffnet und Mobiltelefone eingeschaltet. In einer der hinteren Reihen begann ein Baby zu weinen. Marion versuchte, ihre ambivalenten Gefühle zu ignorieren, die seit ihrem misslungenen, wortkargen Abschied erneut in ihr aufgestiegen waren. Schau nach vorn, hatte ihr Vater ihr geraten. Schau nach vorn und prüfe, wie es sich anfühlt. Sie nahm ihren Mantel aus dem Gepäckfach, klemmte sich ihre Tasche unter den Arm und reihte sich in die Schlange der Wartenden im Mittelgang ein.

Ihr Vater hatte sie bestärkt in ihrem Entschluss, hatte ihr gut zugeredet. Wann, wenn nicht jetzt, hatte er sie gefragt. Noch bist du jung genug, ein neues Leben anzufangen.

Jung genug. Sie war achtundvierzig. Gefühlt hatte sie bereits ein Leben hinter sich, vielleicht gelang es ihr gerade deshalb, das Unverständnis ihrer erwachsenen Töchter und ihres Mannes ebenso zu ignorieren wie den Neid ihrer Kollegen. Wer konnte es sich schon leisten, eine unbefristete, gutbezahlte Anstellung als Oberärztin in einem Krankenhaus aufzugeben, um für ein Taschengeld in einem Krisengebiet zu

arbeiten? Woher nehmen Sie nur den Mut?, hatte eine jüngere Kollegin ungläubig gefragt.

Die Flugzeuggtüren wurden geöffnet, und in die Schlange der Wartenden kam Bewegung. Mut konnte auch aus Verzweiflung geboren werden oder mangels einer Alternative. Sie war zumindest noch nicht alt genug, um zu resignieren.

Marion folgte dem Pulk der Fluggäste zur Gepäckausgabe ihrer Maschine und wartete geduldig in der zweiten Reihe, bis ihr Koffer auf dem Band erschien. Augenblicke später trat sie aus dem Flughafengebäude und steuerte die wartenden Taxis an.

Der Regen ließ den Asphalt glänzen, und der Fahrer des ersten Taxis, ein junger Mann, seinem Äußeren nach vermutlich Spross einer Einwandererfamilie aus Algerien, kam mit aufgestelltem Jackenkragen und hochgezogenen Schultern auf sie zu. Er nahm ihr den schweren Rollkoffer ab und wuchtete ihn in den Kofferraum, während Marion sich in den Fond des Wagens setzte. »Rue Guynemer, Saint-Germain-des-Prés«, wies sie den Fahrer an, als er seinen Platz hinter dem Lenkrad eingenommen hatte. Ihre Blicke begegneten sich im Rückspiegel. »Am Jardin du Luxembourg?«, fragte er.

Marion nickte. »Genau dort.«

Er lenkte den Wagen auf die Straße und suchte erneut ihren Blick im Rückspiegel. »Sind Sie das erste Mal in Paris, Madame?«

Der weiche französische Singsang klang wohltuend in ihren Ohren. Marion liebte die Sprache, auch wenn sie sie nicht perfekt beherrschte. »Nein, ich war schon oft hier«, entgegnete sie mit einem Lächeln und dachte an ihren letzten Besuch in der französischen Hauptstadt zusammen mit ihrem Vater vor einigen Jahren. Die straffe Agenda des Ärztekongresses hatte ihnen damals kaum Zeit für Privates gelassen.

Sie hatten die wenigen freien Stunden für einen Bummel durch Saint-Germain-des-Prés, ein gemeinsames Abendessen und ein wenig Sonne im Jardin du Luxembourg genutzt. Auf der Rückreise ihres letzten gemeinsamen Sommerurlaubs mit ihrem Mann hatte sie vergeblich versucht, Paul zu einem zweitägigen Aufenthalt in Paris zu überreden. Er hatte dringende Termine vorgeschoben, aber ihrer Meinung nach lag der Grund in seiner für sie unerklärlichen Abneigung gegen die französische Hauptstadt. Sie hatten daraufhin gestritten, es war ein lächerlicher, kleinkariertes Streit, der plötzlich so eskaliert war, dass sie etwa fünfzig Kilometer nördlich von Paris aus dem Auto gestiegen war, um mit der Bahn nach Hause zu fahren. In der Mittagshitze war sie eine Stunde lang die staubige Straße entlangmarschiert, bis Paul mit dem Wagen neben ihr aufgetaucht war und ihr durch das Fenster eine Flasche Wasser gereicht hatte. Damals hatten sie noch darüber lachen können. Heute konnten sie das nicht mehr.

Sie runzelte die Stirn. Sie war schon wieder in Gedanken bei Paul.

Irritiert blickte sie aus dem Fenster, gegen das der Regen prasselte. Der Fahrer bog von Norden auf die Stadtautobahn ein. Zwischen einer Gruppe Hochhäuser hindurch entdeckte sie zu ihrer Linken den Montmartre mit Sacré Cœur auf seinem Gipfel. Der Verkehr floss zügig an diesem frühen Nachmittag, und keine zehn Minuten später fuhren sie auf der Avenue de la Grande-Armée direkt auf den Arc de Triomphe zu. Marion hielt für einen Moment den Atem an, als das monumentale Gebäude vor ihr in den Himmel wuchs.

»Halten Sie«, wies sie den Taxifahrer spontan an.

»Sind Sie sicher?«, fragte er überrascht.

»Ja«, entgegnete sie knapp.

Gleich darauf stand sie auf dem Gehsteig und starrte auf den Triumphbogen, dessen schiere Größe sie jedes Mal wieder überwältigte. Der Regen durchnässte ihr Haar und tropfte in ihren Nacken, ohne dass sie sich dessen bewusst wurde. Erst die Stimme des Taxifahrers riss sie aus ihrer Versunkenheit.

»Madame!«

Sie drehte sich um und erblickte im Wagenfenster ihr verschwommenes Spiegelbild. Was sie sah, war nicht besonders schmeichelhaft: Ihr dunkler, halblanger Mantel hing wie ein nasser Sack von ihren Schultern hinunter, und ihr kinnlanges Haar klebte an ihrem Kopf. Mit klammen Fingern strich sie sich eine Strähne aus dem Gesicht und zog fröstelnd die Schultern hoch, während sie die Tür öffnete und lächelte. Sie war in Paris. Die Belohnung für einen Schritt, den sie schon vor drei Jahren im Sommer auf einer staubigen Landstraße hätte wagen sollen. Und in der kommenden Woche würde ihr neben dem Vorbereitungsseminar auf ihren Auslandseinsatz genug Zeit bleiben, Paris aufs Neue zu erkunden. Ein Gefühl von Freiheit streifte sie, und alles andere verlor angesichts dessen für einen kurzen Moment an Bedeutung.

Gleich würde sie bei den Bonniers sein, sich ihrer nassen Sachen entledigen und Tee trinken. Mit nahezu kindlicher Freude malte sie sich die Szene aus, dachte an die hohen, mit Stuck verzierten Decken der Altbauwohnung und den maleischen Blick über den Jardin du Luxembourg, an Louises fröhliches Gezwitscher und den Hauch von Orangenblüten, der die zierliche Französin immer umgab. Sie spürte bereits Gregs herzliche Umarmung und hörte seine gutmütig brummende Stimme, die über all die Jahre, die er nun schon in Frankreich lebte, nicht ihren schwerfälligen amerikanischen Akzent verloren hatte.

Sie ahnte nicht, dass ihre Freude schon bald getrübt sein würde, dass jetzt schon ein Schatten über dem Haus lag, dem sie entgegenstrebte. Und in nur wenigen Tagen der Gedanke an Paris für sie nie wieder so unbeschwert sein würde wie früher.

2.

Claude Baptiste stellte seine leere Kaffeetasse auf den Tresen des Cafés und suchte in der Tasche seines Jacketts nach Kleingeld. Vier Euro fünfzig für einen Café Noir in einem Arrondissement abseits aller touristischen Attraktionen – das war Paris, wie er es noch nie gemocht hatte. Er warf einen Blick hinaus auf die Straße. Über den Dächern der Hochhäuser wölbte sich ein dunkelgrauer Himmel, und der Asphalt schillerte vor Nässe. Es regnete noch immer, und von dem Mitarbeiter, der ihm vom französischen Inlandnachrichtendienst, der *Direction Centrale du Renseignement Intérieur (DCRI)*, zugeteilt worden war, fehlte jede Spur. Baptiste hätte gerne auf dessen Unterstützung verzichtet, hatte sich aber wegen des Kompetenzgerangels zwischen Verteidigungs- und Innenministerium bewusst zurückgehalten. Der illegale Handel mit Flüchtlingen war nahezu explodiert, und sie würden das Problem nur unter Kontrolle bringen, wenn alle Nachrichtendienste an einem Strang zogen. Baptistes Blick wanderte zu der Uhr über der Bar, dann zog er sein Smartphone aus der Tasche. Er ließ es klingeln, bis die Mailbox anging.

Der Kellner grinste ihn von der Seite an. »Na, hat die hübsche junge Frau, auf die Sie warten, Sie versetzt?«

Trotz seiner Gereiztheit musste Baptiste lächeln. »Wenn es

wenigstens eine hübsche junge Frau wäre. Ihr könnte ich einiges verzeihen.«

Er schlug den Kragen seines Jacketts hoch und trat mit hochgezogenen Schultern hinaus unter die aufgespannte Markise. Ein Windstoß blies um die Ecke. Die kalte Märzluft ließ Baptiste schauern. An den Bäumen zeigte sich das erste Grün, doch das Thermometer hatte sich seit Tagen auf der Zehn-Grad-Celsius-Marke festgesetzt. So viel zum Klimawandel. Baptiste seufzte und betrachtete sein Konterfei in der Fensterscheibe des Cafés. Typisch französisch, war eine Beschreibung, die er oft hörte, wenn über ihn gesprochen wurde. Sein dunkles Haar, das zu störrischen Locken neigte, wenn er es zu lang wachsen ließ, war das Erbe seiner südfranzösischen Mutter. Sie war in der Provence aufgewachsen, im milden Klima des Mittelmeers, und besaß noch heute das Temperament ihrer Ahnen. Gute Freunde behaupteten gern, dass sie ihm nicht nur die Locken vererbt hatte. Seine hochgewachsene Gestalt, das kantige Gesicht und das Rauhe, das ihn umgab, hatte ihm wiederum sein bretonischer Vater mitgegeben. Baptiste wischte sich mit dem Finger die Regentropfen von der Stirn, die der Wind von der Markise heruntergeweht hatte. Wann hatte er seine Eltern das letzte Mal besucht? War es wirklich mehr als ein Jahr her? Er sollte wieder einmal hinfahren, und sei es nur, um Austern zu essen. Fischen zu gehen. Eine Weile alles zu vergessen.

An der Ecke tauchte ein Regenschirm auf, darunter ein paar moderne, spitze Schuhe, perfekt abgestimmt auf die dunkelgraue Stoffhose. Ein kurzer, modischer Mantel. Manikürte Finger, die eine teure Aktenmappe umklammert hielten. Baptiste seufzte erneut. Wie lange hatte Marcel Leroux vor dem Spiegel verbracht, um seine dünnen, blonden Haare in

diese exakte Welle zu legen, die er jetzt nervös zurückstrich, als er den genervten Blick Baptistes sah?

»Ich warte seit einer halben Stunde«, bemerkte dieser knapp. »Ich ...«, begann Leroux, doch Baptiste unterbrach ihn mit einer abwehrenden Handbewegung. »Ich will es nicht hören.«

Marcel Leroux kniff pikiert die Lippen zusammen.

»Haben Sie alle Unterlagen dabei?«, wollte Baptiste wissen. Leroux nickte.

»Dann gehen wir jetzt.«

Leroux' Blick blieb sehnsüchtig an der Tür des Cafés hängen.

»Hatten Sie noch keinen Kaffee heute Morgen?«, fragte Baptiste. Es war bereits nach elf Uhr.

Leroux fiel auf seinen mitfühlenden Tonfall herein. Seine Augen leuchteten kurz auf. »Meinen Sie, wir könnten noch eben ...?«

»Nein«, entgegnete Baptiste kühl, »ich hatte schon meinen Kaffee, während ich auf Sie gewartet habe, mein Freund«, und damit trat er hinaus in den Regen.

Nur wenige hundert Meter entfernt befanden sich, etwas zurückgesetzt von der Straße, die drei Hochhaustürme. Zwischen ihnen eine große gepflasterte Fläche, auf der eine Handvoll Platanen ums Überleben kämpfte. Zwanzig Stockwerke, schätzte Baptiste, in jedem Stockwerk wenigstens fünf Wohnungen, in vielen der Wohnungen mehr als sechs Personen. Zu sehen war von den rund zweitausend Menschen, die nach dieser Rechnung in den Türmen wohnten, fast niemand, besonders nicht bei solch einem Wetter.

Leroux steuerte auf den mittleren der drei Wohnblocks zu, starrte mit gerunzelter Stirn auf das Klingeltableau und

drückte schließlich einen der Knöpfe im oberen Drittel. Die Gegensprechanlage schnarrte, und eine weibliche Stimme fragte auf Arabisch, wer da sei. Zu Baptistes Erstaunen antwortete Leroux fließend und nahezu akzentfrei in derselben Sprache. Der Summer ertönte, und die verdreckte graue Tür sprang auf.

Im Flur des Erdgeschosses umgab sie nackter, unverputzter Beton. Leroux schüttelte seinen Regenschirm aus. »Fünfzehnter Stock«, sagte er. »Hoffentlich ist der Fahrstuhl nicht kaputt.«

Der Aufzug funktionierte, sie hörten das Ächzen und Stöhnen der Stahlseile lange, bevor sich die Türen öffneten. »Vielleicht sollten wir doch lieber die Treppe nehmen«, bemerkte Baptiste mit zweifelndem Blick. Wenn möglich, vermied er enge Räume und Fahrstühle. Leroux, der Baptistes Bemerkung als Spaß auffasste, lachte. Wie die meisten seiner Kollegen wusste er kaum etwas über den wortkargen Mann des militärischen Auslandsnachrichtendienstes, der *Direction Générale de la Sécurité Extérieure (DGSE)*.

Die fünfzehnte Etage unterschied sich optisch vom Erdgeschoss lediglich dadurch, dass die Flurbeleuchtung kaputt war. Es dauerte einen Moment, bis sich ihre Augen an das schwache Licht gewöhnt hatten, das durch die zwei schmalen, vergitterten Fenster am Ende des Ganges fiel, und sie die beiden Jungen im Kindergartenalter bemerkten, die in einer halbgeöffneten Tür zu ihrer Rechten lauerten. In ihren Gesichtern lag eine Mischung aus Neugier und Fluchtbereitschaft. Als Leroux die beiden auf Arabisch ansprach, verschwanden sie sofort in der Wohnung, Baptiste konnte gerade noch einen Fuß in die Tür stellen, bevor sie zufiel.

Die Wohnung bestand aus drei Räumen, in denen zwei Fa-

milien lebten. So stand es in der Akte. Als sie den Flur betraten, sahen sie, wie zwei Frauen die Tür eines der Zimmer hinter sich zuzogen, dann kam ihnen auch schon ein untersetzter Syrer mittleren Alters entgegen. Zahit Ayan und Leroux begrüßten einander wie alte Bekannte. Baptiste hielt sich im Hintergrund. Das war das Revier von Leroux. Er war nur Beobachter, auch wenn ihm diese Rolle nicht zusagte.

Aus der Küche drang der Geruch nach gebratenem Fleisch und orientalischen Gewürzen. Ayan führte sie in einen Raum, dessen Einrichtung aus schweren, handgewebten Teppichen und großen Sitzkissen bestand. Der Essensduft und der gutturale arabische Singsang lösten eine Flut dunkler Erinnerungen in Baptiste aus. *Sie hatten beim traditionellen Hammelessen zusammengessen, als die Rakete mit infernalischem Krachen ins Nachbarhaus eingeschlagen war. Glasscheiben waren durch die Detonation gesplittert. Der Geruch und der Geschmack des Fleisches waren für Baptiste seither untrennbar verbunden mit den Todes- und Schmerzensschreien der Verletzten, Verstümmelten und eines hilflos durch die Luft fliegenden Körpers – ein entsetzlicher Anblick, den nur der Staub, der sich von dem zusammenstürzenden Gebäude wie eine Wolke aus Vulkanasche verbreitete, für einen kurzen, gnadenvollen Moment verhüllt hatte. Ungeachtet der Gefahr waren sie hinausgestürzt, hatten die Überlebenden geborgen, das eigene Entsetzen ignorierend. Mit bloßen Fingern hatte er zusammen mit den anderen Bewohnern der umliegenden Gebäude im Schutt gewühlt, Männern, Frauen und Halbwüchsigen. Und als er aufgesehen hatte, hatte sein Blick den eines Kindes getroffen, das schockstarr in einem Hauseingang stand und die Szenerie aus angstgeweiteten, dunklen Augen verfolgte, während das*

Blut, das aus seinen Ohren lief, unwirklich in der Sonne leuchtete. Baptiste roch wieder den Staub, sein Herz schlug schneller, und der Schweiß brach ihm aus. Es passierte immer noch, immer wieder und meistens völlig unerwartet. Ein Kontrollverlust, der ihn zugleich verstörte und verärgerte. Er zwang sich zurück in die Gegenwart, in diese Sozialwohnung in Paris, und musterte die Jungen, die schüchtern hinter ihrem Vater hervorlugten. Mit ihren ausgeleierten Jogginghosen, T-Shirts und Turnschuhen waren sie genauso gekleidet wie jenes Kind in Aleppo, doch ihnen würden solche Erlebnisse erspart bleiben. Sie würden in Sicherheit aufwachsen. Ob sie deshalb glücklicher sein und sich ihnen mehr Chancen im Leben bieten würden, wagte Baptiste dennoch zu bezweifeln. Ihre Kultur wurde weder in Frankreich noch im übrigen Europa akzeptiert, und einmal hier aufgewachsen, würden sie auch in ihrer eigentlichen Heimat Außenseiter sein, denen die Traditionen ihres Volkes fremd geworden waren.

Mit gekreuzten Beinen nahmen sie Platz auf den Kissen. Baptistes Finger glitten über die dichte Wolle des Teppichs, und er betrachtete nachdenklich das Muster aus Mitternachtsblau und Bordeauxrot. Es gehörte nicht zu seinen Aufgaben, Asylanten aufzusuchen und Befragungen durchzuführen, aber in diesem speziellen Fall hatte er seine Gründe. Leroux stellte ihn vor. Kein Wort über Baptistes tatsächliche Arbeit. Stattdessen fiel das Stichwort Einwanderungsbehörde, das erfahrungsgemäß die Kooperationsbereitschaft erhöhte. Ayan lächelte höflich, zurückhaltend und bot ihnen Zigaretten an. Baptiste lehnte ebenso höflich in fließendem Arabisch ab und hatte die Genugtuung, die Mundwinkel des Mannes unter dem kurzen Schnurrbart zucken zu sehen.

Er zog eine Fotografie aus der Innentasche seines Jacketts.
»Ich nehme an, Sie kennen diesen Mann.«

Die Gesichtszüge des Syrers wurden undurchdringlich, als sein Blick auf das Konterfei des Europäers fiel. Baptiste beobachtete ihn gespannt. Nicht wegen der Antwort, die er erwartete. Er wusste, dass Ayan den Europäer kannte. Sie waren Geschäftspartner, wenn nicht sogar mehr. Aber wie nahm Ayan es auf, dass ihnen diese Verbindung bekannt war?

Baptiste vermied es, Leroux anzusehen, dessen Anspannung durch den Raum hindurch greifbar schien. Der Syrer zog an seiner Zigarette, blies den Rauch langsam aus. Würde er kooperieren? Viel, sehr viel hing davon ab, ob er mit ihnen zusammenarbeitete oder nicht.